

Archiv der Gossner Mission
im Evangelischen Landeskirchlichen Archiv in Berlin



Signatur

Gossner_G 1_0839

Aktenzeichen

ohne

Titel

Indien, Unabhängigkeitsbewegung und Mahatma Gandhi

Band

Laufzeit

1932 - 1934

Enthält

Sammlung von Artikeln aus "Die Biene auf dem Missionsfelde" betr. Mahatma Gandhi, indische Nation, Unabhängigkeit Indiens, Gandhi und die Gossner Mission (ausgewählte Druckschriften)

Digitalisiert/Verfilmt 2009 von Mikro-Univers GmbH

Archiv Gossner Mission

G1-839

Indien, Unabhängigkeitsbewegung und Mahatma Gandhi, 1932-1934

Kopien aus „Die Biene auf dem Missionsfelde“ 1932 und 1934,

Lokies, Hans: „Das radikale Indien“, 1932

Lokies, Hans: „Was hat uns die Gandhi-Bewegung zu sagen?“, 1932

„Mahatma Gandhi – ein Volksverführer“ (aus dem „Gharbandhu“, o. J.)

Schernat, J.: „Indien den Indern“, 1934

Schernat, J.: Gandhis Urteil über die deutsche Goßner Mission“, 1934

Bem 32

unter den Heiden. Das ist die Regel, das Gegenteil ist die Ausnahme. Die Pflanzungen europäischer Kultur im Heidenlande, die unbewußt und ungewollt die wirksamste Mission zu leisten hätten, sind die wirksamste Gegenmission geworden. Diese Tatsache ist so erschütternd, daß sie einen nachdenklichen Christenmenschen irre machen kann, zwar nicht an dem Rechte Christi auf die Herrschaft der Welt, aber an dem Rechte der heutigen Christenheit, die Botschaft zu den Heiden zu tragen. Wo ist in den letzten Jahrzehnten vor dem Kriege besonders von Erfolg zu berichten gewesen auf den deutschen evangelischen Missionsfeldern? Es war die Barmer Mission in Holländisch-Indien und die Goshnerische Mission in Britisch-Indien, zu denen die Heiden zu tausenden kamen, so daß dort wirkliche Volkskirchen entstanden sind mit mehr als hunderttausend Gliedern. Merkwürdig! Gerade diese beiden Missionsfelder lagen weit, weit ab von den großen Zentren der Kultur, von den Städten der Europäer. Hier konnte sich christliches Leben gleichsam auf einer Insel ungestört entwickeln, weit ab von der alten Christenheit. Hier war der zerstörende Einfluß der Gegenmission ausgeschaltet. Was tun vornehme indische Familien, wenn ihr Söhne eine Hinneigung zum christlichen Glauben verspüren? Sie schicken diese Söhne für ein Jahr nach London, damit sie „christliches“ Leben kennen lernen und für immer von der Neigung, Christ zu werden, geheilt sind. Man könnte sie ebenso gut nach Berlin schicken.

Vor hundert Jahren verstand man unter Mission nur das, was wir heute Äußere Mission oder Heidenmission nennen. Da wies Wüchtern darauf hin, daß eben so wichtig eine andere Mission sei, die „Innere Mission“, damit nicht unser Volk entchristlicht würde, damit nicht auf hundert Heiden, die in der Äußeren Mission Christen würden, tausend Christen in unserem Vaterlande ins Heidentum versanken. Die hohe Aufgabe unseres evangelischen deutschen Volkes, mitzuhelfen in der Arbeit der Weltmission, legt ihm die ernste Pflicht auf, an sich selbst zu arbeiten, damit Gott es nicht ganz verwirft.

Man muß sogar neben der Äußeren und Inneren Mission noch von einer „Innersten“ Mission reden, welche die persönlichste Aufgabe des einzelnen Christen ist. Das ist die Sorge für die eigene Seele, daß ihr die schöne Weihnachtsstunde aufgehe, daß man das Dunkel in der eigenen Seele nicht liebt und festhält, auch nicht im letzten, verborgensten Winkel. Ohne diese innerste Mission hat weder die Äußere, noch die Innere Mission ein Recht. Je treuer wir aber in der innersten Mission arbeiten, um so mehr wird uns auch das Herz warm werden für die Missionsarbeit an anderen.

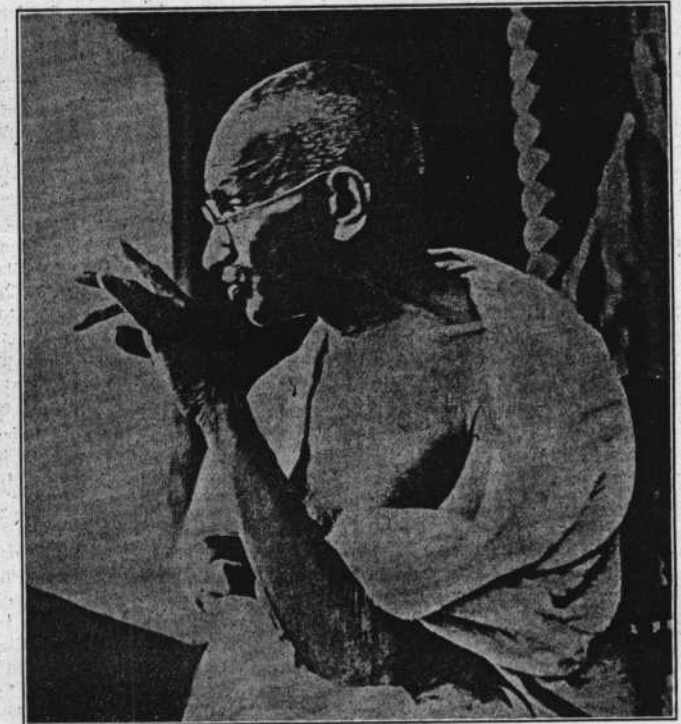
Et o s ch.

Das radikale Indien.

In dem Roman „Heim und Welt“ von Rabindranath Tagore (deutsch 1905) werden zwei Gestalten gezeichnet: die eine ein wenig blaß, blutleer, fast pedantisch, etwas „professoral“ — aber auf ihrer Seite ist das Recht und die Würde hoher Sittlichkeit. Die andere Gestalt blutvoll, erdgebunden, voll Leidenschaft, fast dämonisch — in moralischer Hinsicht unterwertig. Beide Figuren sind hineingestellt in die indische nationale Bewegung. Die zweite vertritt den Grundsatz, der Europa abgelernt ist: „Recht oder Unrecht, mein Vaterland!“ Eine indische Seele, über die der Rausch der westlichen Realpolitik gekommen ist. Alle Mittel sind recht, wenn sie nur dem Ziele dienen, die geliebte indische Heimat von der Fremdherrschaft zu befreien. Die erste Gestalt dagegen kämpft unter der Parole: „Recht bleibt Recht und Unrecht bleibt Unrecht, auch wenn es für das Vaterland geschieht; nur reine Hände werden das Joch von dem Nacken des indischen Volkes lösen dürfen.“ In dem Roman liegt die Entscheidung in den Händen einer Frau, die wie ein Ringlein an der Waage hin- und herschwanzt. Zuletzt siegt das Recht und die Sittlichkeit. Es stellt sich heraus, daß

derjenige, der für das öffentliche Handeln in Politik und Wirtschaft das Sittengesetz mißachtet, auch persönlich wurmfest und wertlos ist. Das höchste Opfer, das Opfer des Lebens für die anderen, bringt er nicht. Das vermag nur eine reine, große Seele: ein Mahatma.

Die erste Gestalt ist Gandhi, die zweite die Verkörperung des radikalen Indiens. Gandhi hatte in Indien gesiegt. Seine Kampfesmethoden gegen England, rein und unanfechtbar, wurden von ganz Indien aufgenommen. Die radikale Strömung in der indischen Nationalbewegung, die von Anfang an vorhanden war, trat in den



Gandhi.

(In der Nacht vom 3./4. Januar erneut verhaftet.)

Hintergrund; aber nicht lange. Sie wuchs im Verborgenen und wartete ihre Zeit ab. Ihre Zeit ist jetzt gekommen. Als Gandhi, von London unverrichteter Sache heimkehrend, in diesen Tagen indischen Boden betrat, hat er es zu spüren bekommen. Sein Empfang in Bombay war begleitet von Steinwürfen und stand unter dem Zeichen des Gummiknüppels.

Das radikale Indien von heute ist nicht dasselbe wie das vorkriegszeitliche, das sich dem Rausch westeuropäischer Realpolitik hingab. Es trägt sowjet-russische Züge. Seine blutjungen Führer sind Kommunisten. Im Jahre 1924 wird die kommunistische Partei in Indien förmlich begründet. Schon zwei Jahre darauf stellt der Gouverneur von Bengalen, Lord Litton, auf der britischen Reichskolonialkonferenz ein Netz von

kommunistischen Kernzellen in Nordindien fest. Hausdurchsuchungen stoßen auf bolsche wistische Flugblattliteratur und bolschewistisches Geld. Die Partei setzt sich aus Studenten, aus städtischem und ländlichem Proletariat zusammen. Es stellt sich heraus, daß junge, radikale Jnder in den bolschewistischen Propagandaschulen Moskau und Taschkent ausgebildet werden. Es wird in Indien lautlos, aber fieberhaft organisiert. Bald betreten Demonstrationen von Rothembden die Straße, meist mohammedanische Jugend, die auf diese Weise den verborgenen Zusammenhang der indischen Mohammedaner mit den russischen offenbart. In Sowjet-Rußland gibt es mehrere mohammedanische Mätereipubliken. Im Jahr 1929 ist die Bewegung reif für den Terror. Der Aufschlag zweier Bombenattentate hallt durch ganz Indien: im April auf Lord Simon in Delhi und Ende 1929 auf Lord Irwin, den Vizekönig von Indien. Beide mißglücken; aber man kennt die Urheber: bei dem Platzen der Bomben in Delhi flattern rote Flugblätter in den Saal mit der Aufschrift: „Hindustanisch-sozialrepublikanische Armee“. In demselben Jahr vollzieht sich der Anschluß der kommunistischen Partei Indiens an die indische Nationalbewegung. Als Lord Irwin in der gesetzgebenden Versammlung in Delhi ein Antikommunistengesetz einbringt, wird es zweimal abgelehnt. Die indischen Kommunisten werden durch die indischen Nationalisten geschützt und gedeckt: ein ernstes Warnungszeichen. Lord Irwin bringt das Gesetz durch Rotverordnung heraus. In derselben Zeit wird der Umriß eines Mannes deutlich, den wir den Dämon Indiens nennen dürfen. Es ist der Gegenpieler Gandhis: Pandit Jawaharlal Nehru, der in diesen Tagen verhaftet worden ist. Schattenhaft taucht Nehru im Jahre 1929 auf dem Kongreß der indischen Gewerkschaften in Nagpur auf und setzt die Schwelkung des organisierten indischen Proletariats nach Sowjet-Rußland durch. Nur wenige Wochen später ist er in der indischen Nationalversammlung in Delhi und drängt Gandhi in die letzte Offensive gegen England hinein. Gandhi weiß, daß er jetzt alles auf eine letzte Karte setzt. Sein Marsch an die See im März 1930, der von ihm angeführte, gewaltlose Kampf des indischen Volkes gegen die ungerechten Salzgesetze, gegen britische Einfuhr nach Indien, ist vielleicht der letzte, großartige Ausbruch altindischen Geistes gegen England. Gandhis Erfolg ist größer denn je: 60 000 Personen füllen die Gefängnisse, und der Geist der Gewaltlosigkeit wird aufs Strengste beobachtet.

Aber Erfolge — hat Gandhi nicht. Erste Round-Table-Konferenz in London. Zweite Round-Table-Konferenz. Gandhi in London. Alles umsonst. Im Hintergrund aber steht an der Spitze des radikalen Indiens, während der Gefangenschaft Gandhis sogar zum ersten Vorsitzenden des indischen Nationalkongresses ernannt, abwartend: Pandit Jawaharlal Nehru. Als Gandhi zu seinem letzten Schlage in alt-indischem Geiste ausholte, schrieb Nehru ihm auf den Weg: „Nun gut, Gandhi, handeln Sie; aber wenn Ihnen der Erfolg versagt ist, werden Sie uns das Feld zu räumen haben.“ Jetzt ist es so weit. Was steht Indien für das Jahr 1932 bevor? Das Chaos? Wir wissen es nicht. Gott weiß es. Wenn aber über Indien das Chaos kommt, dann steht die Mission in Indien vor dem Kreuz. In Nehrus Programm steht auch der Kampf gegen die alte indische Religion, die für ihn, den Kommunisten, nur ein Hindernis ist auf dem Wege Indiens zum Fortschritt. Wenn aber das radikale Indien sich sogar gegen die eigene indische Religion und Tradition wendet, was hat dann die Mission von ihm zu erwarten! An der Schwelle eines neuen Jahres, des Jahres 1932, in banger Erwartung der Dinge, die nach Gottes Willen in Indien kommen sollen, rufen wir unsere Freunde zur Fürbitte auf: für unsere indischen Gemeinden, für unsere Missionare und Missionschweftern, für die indische Regierung und für das indische Volk.

Missionsinspektor L o f e s.

Erinnerungen aus dem Leben einer Missionarsfrau.

Es ist 12 Uhr Nachts. Wie durch eine unsichtbare Hand geweckt kam ich zum Bewußtsein, daß ich nun gerade am Anfang eines neuen Jahres stand. Ich nahm dieses „wach werden“ als von Gott mir geschickt an, denn nun konnte ich Sylvester feiern. Manche Leute verstehen unter „Sylvester feiern“ etwas ganz anderes.

Also ich feierte Sylvester und zwar ging mein 54. Lebensjahr zu Ende. Da gab es viel, sehr viel zu denken, was ich hier alles nicht hinschreiben kann. Ein langes Leben, reich an Gnadenervweisungen meines himmlischen Vaters liegt hinter mir, aber ich habe auch das Lieb verstehen gelernt: „Denn durch Trübsal hier, geht der Weg zu Dir.“ In den stillen Stunden der Nacht stürmten die Erinnerungen nur so auf mich ein. Da stand mein Leben vor mir von der Stunde an, wo ich den ersten Schrei in diesem Leben tat bis zu der heutigen Stunde, wo ich in Ranchi wach wurde, um mein Sylvester in Gemeinschaft meines Gottes zu feiern. Mein bester Freund ist in dem Himmel! — Der Willen, Luft und Winden gibt Wege, Lauf und Bahn, Der wird auch Wege finden, wo dein Fuß gehen kann. Als Kind zeigt einem die Liebende, fürsorgliche Mutter, wie man den Fuß setzen soll, damit man laufen kann. Jetzt aber im Alter werden diese Füße unsicher im Gehen und da lernen wir auf einen anderen Weg mehr achten, den Weg zum Himmlischen Jerusalem, wo unser Heiland uns voranging, uns die Stätte zu bereiten. O wenn wir an solchen Meilensteinen des Lebens die unsichtbare Hand unseres Gottes fühlen, dann wandern wir getrost die wenigen Jahre unserer Pilgerfahrt weiter, getrost durch frohe und dunkle Tage. Denn: Er wird alles wohl machen. Er sei gepriesen für Sein Leiten und Führen. Am Schluß meiner Erinnerungen und Betrachtungen gedachte ich dann auch noch unserer lieben Gohnerschen Mission, wo ich über 34 Jahre als Missionarsfrau und nun als Witwe habe leben dürfen. Und da kam mir der Gedanke: Wie wäre es, wenn du auch einmal ein Scherflein zu dem Inhalt der Biene beiträgst.

Mein Vater war ein Jüngling von Vater Gohner. Aber damals hatte Vater Gohner noch kein Arbeitsfeld, wohin er seine Missionare schicken konnte und darum wurde mein Vater mit noch einem anderen jungen Missionar, der später mein Onkel wurde, an Holland abgetreten. Diese zwei jungen Leute hatten eine Freundschaft für's Leben geschlossen. Sie blieben auch weiter zusammen, denn sie bekamen beide den Ruf, auf der Insel Groß-Sangir zu arbeiten. Mein Vater kam nach Taboetan und mein Onkel nach Manganitoe. Sie waren eine Tagereise voneinander entfernt. Ueber die Arbeit meines Vaters, als er anfang, will ich nicht berichten, denn ich habe meine Eltern früh verloren, also haben sie uns nichts erzählen können. Einige meiner eigenen Erinnerungen werde ich später noch erzählen. Eine Geschichte möchte ich doch erwähnen: wie kamen Vater und Onkel zu einer Frau? Beide hatten sie im Sinne Vater Gohners keine Braut. Als die Zeit gekommen war, wo sie hätten heiraten können, sagte Vater zu seinem jungen Freund: Für dich wüßte ich schon eine Frau. Wenn ich meiner Zwillingsschwester schreibe, dann würde sie schon kommen. Aber für mich? Du hast keine Schwester für mich? Da kam ihm ein Gedanke. Er hatte über seine Arbeit ein Tagebuch geführt und dieses wollte er seinem alten Lehrer schicken. Dieser konnte damit machen, was er wollte, vielleicht fände er eine Braut für ihn. Aber — er mußte viel Geduld haben und er hatte viel Zeit, für diese so ernste Sache zu beten, denn die Dampfer besuchten nur ein- bis zweimal die Insel im Jahr. Dann und wann gaben sie auch Briefe einem Segelboot mit, aber die brauchten so unendlich lange Zeit. So erinnere ich mich noch, wie eines Tages unsere Mutter erzählte, daß nun bald unser Bruder käme aus Holland (denn wir zwei waren von acht lebenden Kindern die zwei jüngsten, die noch auf der Insel waren), um dem Vater die Arbeit in den Mustatungärten abzunehmen. Die Missionare bekamen damals 50 Holl. Gulden Gehalt im Jahr, die sie wohl nie zu sehen bekamen,

32
sie gesprochen und im Leben müssen sie sich bewähren. Sie können nur auf ihre Wahrheit geprüft werden, indem sie getan werden. Ob Jesu Wort, daß er der rechte Führer sei, wahr ist, kann nur beurteilen, wer den Versuch gemacht hat, sich von ihm führen zu lassen. Führung kann nur gelingen, wenn auf der anderen Seite Willigkeit vorhanden ist, zu folgen. Niemand soll sich beklagen, wenn er nicht an sein Ziel kommt, der seinem Führer nicht folgt. Jedenfalls über seinen Führer soll er sich dann nicht beklagen.

An Jesus liegt es nicht, wenn wir jämmerlich und arm und ziellos und ohne Leben sind. Wir könnten viel reicher sein, viel froher, lebendiger, viel gesegneter, wenn wir seiner Stimme ganz und immer gehorchen. Auch für die „anderen Schafe, die nicht aus diesem Stalle sind“, für die Heiden können wir nichts Größeres tun, als daß wir selbst die Stimme des Hirten hören und ihr gehorchen. Das ist auch für die Mission die erste und nötigste Aufgabe. Et o s ch.

Was hat uns die Gandhi-Bewegung zu sagen?

Die von Gandhi geleitete nationale Bewegung in Indien ist ein Experiment religiöser Politik. Wir stoßen bei Gandhis Forderungen, mögen sie nun auf dem wirtschaftlichen oder politischen Gebiete liegen, immer auf religiöse Gesichtspunkte. Nur so ist es ihm gelungen, die Seele des indischen Volkes in Schwingungen zu versetzen. In Indien lockt ein Staatsmann, der nicht zugleich ein frommer Mensch ist, keinen Hund vom Ofen hervor. Gandhi ist in den Augen seines Volkes eine „große Seele“, ein Mahatma, ein Heiliger; darum ist seine Bewegung eine Massenbewegung geworden, darum ließen sich im vergangenen Jahr 60 000 Hindus, Männer und Frauen, die sich am gewaltlosen Widerstande gegen England beteiligten, freudig in die Gefängnisse werfen. Der Gedanke der Gewaltlosigkeit ist denn auch der religiöse Kerngedanke, auf dem das ganze Gandhische Programm aufgebaut ist und der vor allem auch die Kampfmethode Gandhis bestimmt hat. Er geht auf die jedem Inder angeborene Anschauung zurück, daß alles Leben heilig ist. Kein Hindu wird mit Bewußtsein selbst das geringste Lebewesen töten. Der fromme Hindu ist kein Fleisch. Mahatma Gandhi erzählt aus seiner Schülerzeit, daß er einer verbotenen Schülerverbindung angehörte, in der man ähnlich wie bei uns etwas ganz Verbotenes tun wollte. Was tat man in dieser indischen Schülerverbindung? Während man hier bei uns in gleichem Falle in irgend einem dunklen, unauffindbaren Winkel geraucht und gekniet hätte, aß man dort — Fleisch. Aber Gandhis Gewissen ließ ihm gleich nach dem ersten Mahle keine Ruhe. Er träumte die ganze Nacht von dem Blut gemordeter Tiere und wagte daraufhin nicht mehr, sich an dem verbotenen Essen zu beteiligen. Diese kleine Geschichte zeigt uns, wie der Glaube an die Heiligkeit alles Lebens dem Inder geradezu im Blute liegt. Es handelt sich hier um ein Grunddogma des Hinduismus, aus dem auch Gandhis eigenartige wirtschaftliche und politische Kampfesweise zu erklären ist.

Nun ist Gandhis Kampf, wie es sich immer deutlicher zeigt, wieder einmal zusammengebrochen. Gandhi hat für sein Volk wenig oder nichts erreicht, obwohl der Ausgangspunkt seines Widerstandes gegen England ein sittlich-religiöser war. Dieses Letzte muß im Blick auf das Abendland anerkannt werden, das eine von religiösen Gesichtspunkten ausgehende Politik entbehren zu können vermeint, das von einem führenden Staatsmann nicht in erster Linie Gläubigkeit, sondern rücksichtslose Härte oder gar Verissenheit verlangt. Nun aber ist Gandhi, durchaus von sittlich-religiösen Gesichtspunkten geführter Kampf zusammengebrochen. Wie ist das zu erklären? Gandhis Religion ist, aufs Ganze gesehen, Idealismus, Glaube an den guten Menschen und an das Gute in der Welt. Ein solcher religiöser Idealismus überschätzt den Menschen und übersieht die Weltwirklichkeit, die sehr hart ist; er glaubt an eine Weltverbesserung durch den Menschen und verkennet das Wesen dieser von Gott abgefallenen und dämonischen Welt, verkennet z. B. auch das wahre Antlitz der Politik, das Macht ist. Doch

— daß Gandhis religiöse Politik gescheitert ist, zeigt sich weniger an ihrem äußeren Mißerfolg der Weltmacht England gegenüber, als vielmehr an ihrer inneren Ohnmacht Indien und dem indischen Volke gegenüber. Das wird jetzt immer deutlicher. So ist der Gegensatz zwischen Hindus und Mohammedanern noch wie vor da, obwohl Gandhi das bekannte große Fasten auf sich nahm, um die Hindus und die Mohammedaner in Indien „zusammenzulieben“. So weit der Zauber seiner Persönlichkeit reicht, gelingt es auch, die Mohammedaner und Hindus an einen Tisch zu bekommen. Als Gandhi 1924 aus dem Gefängnis kam, wohnte er kurze Zeit bei dem mohammedanischen Führer Maulana Muhammed Ali. Er sowie seine hinduistischen Anhänger nahmen die Mahlzeiten täglich gemeinsam mit den Mohammedanern ein. Dann aber mußte Gandhi aus Gesundheitsrücksichten auf das Land, und von diesem Augenblick an weigerten sich seine Brahmanenfreunde, weiter mit den Mohammedanern zu essen. Ebenso wenig ist es Gandhi gelungen, den Gegensatz zwischen den Kastenhindus und den Kastenlosen zu beseitigen. Aus tiefster Ueberzeugung hatte Gandhi den Kampf für die unterdrückten Klassen, die $\frac{1}{5}$ der indischen Gesamtbevölkerung ausmachen, aufgenommen. Er selbst hatte ein kastenloses Mädchen adoptiert, und in seinem Landheim saßen Brahmanen und Parias zusammen. Aber auch hier drang Gandhi nur so weit durch, als sein persönlicher Bannkreis reichte. Im großen und ganzen änderte sich an dem Lese der sogenannten Unberührbaren nichts. So ernannte die Provinzregierung auf Grund des Gesetzes auch ein Mitglied der unterdrückten Klassen, das seine Klassengenossen in den lokalen Behörden zu vertreten hat. Neulich beschloß eine solche Behörde, daß der Stuhl des ernannten Mitgliedes der Parialasse in einer gewissen Entfernung von den anderen aufgestellt werden sollte, um zu verhindern, daß der Unberührbare mit den Kastenhindus am gleichen Tisch sitzen sollte. Das ist vielleicht nicht von großer Bedeutung, aber es kennzeichnet die Lage der Parias, an der sich auch trotz Gandhi nichts gebessert hat. Im Gegenteil — in diesem einen Punkte scheint Gandhi der Uebermacht der indischen Elite gegen sein eigenes gutes Gewissen erlegen zu sein. Als ihn anfangs April des vorigen Jahres eine Abordnung von Unberührbaren aufsuchte und ihn bat, sich ihrer Sache anzunehmen und ihnen zur Gleichberechtigung mit den anderen Volksklassen zu verhelfen, wurde sie mit einigen guten Worten abgefertigt. Gandhis Antwort lautete: „Laßt uns erst die fremde Regierung los werden und hernach sollt ihr an die Reihe kommen.“ Und Gandhis Anhänger rieten: „Laßt uns gemeinsam kämpfen, und nachher könnt ihr haben, was ihr wollt.“ Im Jahre 1924 hatte Gandhi ausdrücklich das Gegenteil versprochen: „Die Aufhebung der Unberührbarkeit ist eine Reform, die nicht auf die Vervollständigung Indiens folgt, sondern ihr vorangeht.“ So hieß es damals, und jetzt —? Wie ist dieser Widerspruch zu erklären? Man muß die Ereignisse der letzten Jahre verfolgt haben, um die neue Einstellung Gandhis gegenüber den Kastenlosen zu verstehen. Auf der Kongresskonferenz in Belgaum im Dezember 1924 stimmte die Versammlung den Vorschlägen Gandhis zu, der für die Abschaffung der „Unberührbarkeit“ eintrat. Wenige Tage später drohte ihm eine in Bombay tagende orthodoxe Hindu-Konferenz mit der Ausstoßung aus der Kaste, und aus Benares, der alten Festung des rechtgläubigen Hinduismus, wurde dem Kongress mitgeteilt, daß er sich mit Politik und nicht mit Religion zu befassen habe. Diese Warnung und dieser Protest kam von den treuesten Anhängern Gandhis, den Brahmanen, her, die zugleich die Geldgeber Gandhis waren. Gandhi mußte sich zu einem Kompromiß entschließen. Er konnte die Unterstützung der Brahmanen nicht entbehren und mußte darum auf seine aufrichtig gemeinten Reformpläne zugunsten der Parias verzichten. Die Parias konnten warten. In diesem einen Punkte hat Gandhi offensichtlich versagt. Der unversöhnliche Gegensatz zwischen den Kastenlosen, aus der indischen Volks- und Glaubensgemeinschaft ausgestoßenen Parias (60 Millionen) und den Hindus der höheren Volksklassen ist geblieben. Ebenso wenig aber ist es Gandhi geglückt, den Riß, der zwischen der indischen Bauernbevölkerung und dem indischen Kapital hindurchgeht, zu heilen. Der Paria, d. i. der Geldverleiher, der in jedem indischen Dorf zu finden ist, ist der geborene Feind des indischen Bauern. Auch

ammit aus der Kaste der Bantias, die zugleich Gandhis eifrige und einflußhänger sind. Auch hier hat Gandhi zwischen den Parteien gestanden und hier vor der Uebermacht der Verhältnisse kapitulieren müssen. Der blutige Wucher, der den indischen Bauern seit Jahrhunderten verelendet, besteht noch; in der Haltung der indischen Kapitalisten hat sich nichts geändert. Ein Zinsfuß von mindestens 75 vom Hundert im Jahr ist immer noch der übliche.

Wir können es verstehen, wenn Gandhis stärkste Gegenpieler, die indischen Kommunisten, die Forderung aufstellen: das alte Indien müsse erst zerschlagen werden, wenn ein neues aufgebaut werden solle. So sagte der Führer der indischen Kommunisten, Pandit Jawaharlal Nehru: „Kein Fortschritt, weder in politischer, wirtschaftlicher, noch kultureller Beziehung ist möglich, solange wir an die sozialen Sitten gekettet sind!“. Er ist der Meinung, daß Indien in eine revolutionäre Situation hineingetrieben werden müsse, daß es eine grundsätzliche Wandlung durchmachen müsse, die einen endgültigen Bruch mit der Vergangenheit und mit allen Ueberlieferungen bedeute. Ein neuer Geist müsse die Massen erwecken, der die alten Sitten, vor allem die Kaste, verneine und dadurch die politische und soziale Freiheit erkämpfe. So steht Indien am Scheidewege. Es hat sich gezeigt, daß der Geist Gandhis nicht imstande war, das alte Indien umzuschmelzen. Der Zauberberg seiner Persönlichkeit hatte sich nur wie eine schimmernde, leuchtende Glasur über Indien gelegt; darunter aber blieben die harten Gegensätze zwischen den Hindus und den Mohammedanern, den indischen Fürsten und dem indischen Volk, zwischen den sozial Entrechteten und sozial Bevorzugten, zwischen Arm und Reich bestehen. Jetzt bekommt die Glasur Risse und die alten, unveränderten Zustände im indischen Volksleben werden wieder sichtbar. Das hat nicht nur England erkannt, um darauf seine Politik zu gründen, sondern auch das radikale Indien. Bleibt nun dem nach Unabhängigkeit strebenden Indien nur noch der Weg der Zerstörung, der Zertrümmerung und Zerschlagung des Altüberlieferten übrig? Wir wissen, daß auch dieser Weg in Verzweiflung endet. Läßt Indien sich nicht umschmelzen, wirksam und von Grund auf? Wir wissen, daß das nur geschehen kann unter dem Gluthauch des göttlichen Geistes; nur wenn Gottes Geist nicht nur die Seele des Einzelnen, sondern die Seele eines ganzen Volkes wie heißes Feuer erfasst, nur dann kann es „anders“ werden. Darum werden wir nicht müde, Indien den Weg zu zeigen, der nicht nur für Indien, sondern auch für unser Volk wie für die ganze Welt die einzige Lösung und Rettung bedeutet: „Ist jemand in Christo, so ist er eine neue Kreatur. Siehe, das Alte ist vergangen: es ist alles neu geworden.“ Es ist nur Einer, der den Anspruch erheben kann, die Welt wandeln zu können. Das ist der, der gesagt hat: „Siehe, ich mache alles neu“ — Christus! Indien braucht unsere Mitarbeit. Indien braucht Christus.

Lothar.

Ein indisches Begräbnis und indische Ostern.

Es ist jetzt gerade ein Jahr her, als ich das erste indische Begräbnis miterlebte. Wir waren damals erst einige Tage im Lande; da starb die Mutter des Lehrers, der meinem Vater Hindiunterricht gab. Wir trauerten mit ihm, und wollten der Verstorbene das letzte Ehrengelicht geben. Am Morgen war sie gestorben, und am Nachmittag läutete die Totenglocke und der Trauerzug erschien. Wir schlossen uns ihm an und wanderten singend und langsam schreitend zum Friedhof. Es regnete in Strömen und polterte auf unseren Schirmen. Der Weg war aufgeweicht und glatt und das schmutzige Wasser lief über unser Schuhwerk. Die Frauen zogen ihre Kleider fester über Schulter und Gesicht und hielten die Köpfe geneigt. Der Leichenwagen (ein hohes Gestell auf vier Rädern, von Männern gezogen), ließ manchmal das Knarren seiner Räder hören. Jetzt hielt der Zug auf dem Friedhof und die Feier begann.

Ich verstand kein Wort, doch erschien mir alles besonders schreckhaft und traurig. Die wie erstarrt stehenden Männer, das Schluchzen aus den Reihen der Frauen, der

weinende Himmel und die schmutzige Erde. Selbst die Stimme des Geistlichen, der anscheinend Trostworte sprach, verstärkte diesen überaus traurigen Eindruck. Von der aufgeworfenen Erde herunter floß das Wasser in das frischgeschaukelte Grab hinab. Der Regen legte Totengebeine frei und machte einen vollständigen Totenschädel sichtbar. Nun wurde der Sarg zugenagelt, um in die nasse Gruft hineingesenkt zu werden. Schaurig und durchdringend klangen die harten Hammerschläge. Da beim Versenken des Sarges nicht gesungen wurde, vernahm man alle Geräusche, die vom Regen begleitet und gedämpft wurden. Nun traten alle Versammelten heran und warfen drei Hände voll Erde in die Gruft.

Dann begannen die Totengräber ihre Arbeit. Als erstes fiel der Totenschädel mit dumpfem Aufschlag auf den Sarg, dann die schwere, nasse Erde. Man konnte sich eines Schauers nicht erwehren, und viele traurige Fragen und Gedanken zogen durchs Herz: „Wie schnell geht doch hier in Indien das Sterben und Begraben. Am Morgen atmet und lebt der Mensch und schon am Abend ist ein schmaler Sarg, ein Kasten aus sechs dünnen Brettern seine Behausung. Und wie schnell mag der Leib in der nassen Erde zu Staub werden, der doch so unendlich viel beherbergt hat: Kleines und Niedriges, Großes und Reines. Wie schrecklich ist der Tod! Der Sünde Sold ist er. Wie groß muß unsere Schuld sein, daß Gott eine so furchtbare Strafe erfand.“

Die Beerdigung war zu Ende; eine bekannte Melodie wurde zum Schluß gesungen, und nun kommen mir auch die Worte dazu ins Gedächtnis:

„Jesus, er mein Heiland, lebt!
Ich werd' auch das Leben schauen.
Sein, wo mein Erlöser schwebt,
warum sollte mir denn grauen?“

So oft ich mich jetzt an dieses Lied erinnere, kommt mir ein zweites Erlebnis ins Gedächtnis.

Das erste, indische Osterfest.

In der stillen Woche fuhrn wir nach Rinkel zur Hochzeit und feierten dort auch Ostern. Schwester Auguste Fritz und ich waren im zweiten Missionshause einquartiert. Es liegt ein wenig abseits und allein; so wurden wir in den Nächten manchmal von ungewohnten Geräuschen wach. In der Nacht vor Ostern weckten uns die Stimmen vorüberziehender Menschen. Als ich meine Verwunderung über das nächtliche Wandern Schwester Auguste gegenüber aussprach, sagte sie: „Das gehört zur indischen Osterfeier, die Leute pilgern schon zum Missionarshaus.“

Mit dem ersten, hellen Schein erhoben wir uns und gingen zum andern Hause. Dort fanden wir schon eine Schar Christen versammelt. Bald bildete sich ein langer Zug; Herr Missionar John schritt ihm in Amtstracht voran, und wir wanderten singend zum Friedhof. Es war noch dunkel und von den Gräbern kaum etwas zu erkennen. Während die Ostergeschichte gelesen wurde, erhellte sich der Himmel immer mehr, und dann ging strahlend die Sonne auf. Fast zur gleichen Zeit hörten wir das froheste Wort der Ostergeschichte: „Jesus ist auferstanden!“ Dann klang aus aller Mund und Herzen jubelnd ein Lied von Auferstehung und Leben.

Als sich dann der Friedhof leerte und wir uns umsahen, war der Anblick der Gräber etwas freudig Ueberraschendes. Alle hatten sie Osterschmuck angelegt. Einige Gräber waren mit Lehm ordentlich zurecht gemacht und die Finger der Pfleger hatten Kreuze und Verzierungen eingedrückt, die unsere Bewunderung hervorriefen. Die größere Zahl der Hügel aber leuchtete im schneeweißen Kalkanstrich, und Blumenkreuze, Kränze und Sträuße in allen Farben lagen tafrisch darauf. Wie ein lieblicher Garten erschien die Stätte des Todes. Es war, als sängen alle die geschmückten Christengräber: „Auferstanden!“

Im Osterlichte erschienen selbst die Schrecken des Todes klein, der Gedanke an das Verwesen des Leibes nebensächlich. Wichtig und groß wurde einem nur der Osterfürst, die Osterfreude. Wie groß muß Gottes Liebe sein, daß er Christus für uns sterben und auferstehen ließ!

Mahatma Gandhi — ein Volksversführer.

Aus dem „Charbandhu“.

In ganz Hindustan ist jetzt der Name „Mahatma Gandhi“ in aller Leute Munde, und die gewöhnlichen Hindus und Mohammedaner verehren ihn als ihren Gott oder als großen Propheten. Unter ihnen hat die Lehre desselben eine große Wirkung ausgeübt. Seine glückverheißende Predigt hat die Herzen so bewegt, daß sie ihr künftiges Glück vertrauensvoll in seine Hand gelegt haben.

„Mahatma Gandhi! Ich wird uns das Reich geben, wir werden in unserem Lande die Herrscher werden,“ dies Wort hat sich in aller Herzen fest eingenistet. Sie glauben fest, daß in 5–7 Monaten die Englische Regierung das Land in Gandhi's Hände legen und nach Europa zurückkehren werde.

Ob das geschehen könne oder nicht, das wollen wir jetzt nicht untersuchen, wohl aber wollen wir uns klar machen, was aus Hindustan werden würde, wenn wirklich die Herrschaft nach Gandhi's Plänen umgestaltet würde.

Zuerst muß festgestellt und begriffen werden, daß die Pläne Mahatma's der größte Feind wirtschaftlichen Fortschritts sind. Alle Wissenschaft, durch welche die ganze heutige Welt eine andere geworden ist, diese und ihre Erfolge will er durch seine Lehre vernichten.

Er sagt darüber selbst:

1. „Neuzeitlicher Fortschritt“ ist eine Krankheit, durch welche die englische Nation verdorben worden ist. Deshalb muß der Fortschritt, den uns die Engländer gebracht haben, verschwinden.
2. Eisenbahnen sind aufzugeben, denn das Fahren auf der Eisenbahn ist Sünde, weil es ein Abwenden von Gott, dem Schöpfer bedeutet. Gott hat dem Menschen zum Fortbewegen die Füße gegeben; durch das Fahren werden die Füße geschwächt und das ist vom Uebel.
3. Ueber Doktoren und Hospitäler sagt er, daß durch sie die Menschen verdorben und zu bösem Tun verleitet würden. Im Krankheitsfalle rufe der Mensch den Arzt und nehme Arznei und werde von der

Krankheit befreit und darum fürchte er sich gar nicht mehr vor ihr; er verlasse sich einzig auf Doktor und Arznei. Dadurch werde das menschliche Herz geschwächt und man gäbe auf seine Gesundheit nicht mehr acht.

4. Gerichtsverfahren und Rechtsanwälte müssen aufgehoben werden. Die Vafile und Moktars seien faule Menschen, welche ihren Klienten das Geld abnähmen und in Saus und Braus lebten. Ihre Arbeit müsse nun aufhören, denn die Gerichte müßten verschwinden und Streitigkeiten durch Verwandte geschlichtet werden.

5. Auch Fabriken und Maschinenarbeit müßten verschwinden. Letztere sei ein Hauptkennzeichen der Jetztzeit. Die Maschinen hätten uns zu Sklaven gemacht und unsere innerste Wohlfahrt vernichtet. Unsere Vorfahren hätten auch schon etwas von Maschinen gewußt, aber doch keine angefertigt, um nicht die Arbeit der Hände und Füße aufzugeben.“

Durch solche und ähnliche Reden hat Mahatma Gandhi die Herzen des gewöhnlichen Volks zu gewinnen gewußt und die ungebildeten Leute haben ihr ganzes Herz daran gehängt und verstehen nicht, wie Hindustan in Verfall geraten würde, wenn diese Pläne Mahatma's unter seiner Herrschaft zur Tat werden sollten. Wenn heute Eisenbahnen, Schifffahrt, Telegraphen, Post, Hospitäler, Aerzte, Universitäten, Rechtsanwälte, Gerichte, Schulen usw. verschwänden, dann würde uns unter der Herrschaft Mahatma Gandhi's was für ein Glück wohl blühen? — —

Elias Purtil schreibt in einem Briefe: „Gandhi hat auch hierher große Unruhe gebracht. Seine Anhänger hindern den Bazar, den Wochenmarkt, und treiben die Verkäufer und Käufer weg; wir können keinen Reis, kein Holz usw. bekommen. Auf uns Mundas sind sie sehr wütend, denn unter uns finden sie keinen Anhang.“

	Jan./Febr. 1/2	März/April 3/4	Mai/Juni 5/6	Juli/Aug. 7/8	Sept./Oktober 9/10	Nov./Dez. 11/12
Redaktions- Schluß	10.12.	10.2.	10.4.	10.6	10.8	10.10.
Andacht	Kraft	Hecker	Wietzke, Born-Scharf	Mainz	Mische	Grothaus
Themen:		1. GM u. Kolonialismus (Erhard) 2. Ostern in der Gossnerkirche (Dieter) 3. Hochzeit in verschiedenen Ethnien Nepals (Bäba) 4. Die Missionsarbeit der Gossnerkirche (Dr. Singh) 5. Mainz (?) (Karl-Heinz: Forts. Armut Wandel (Erha.))	1. Erfahrungen in der DDR (Dr. Dang) 2. Gossner-Historie (Bäba) 3. Forts. Zambia 4. Nepal (G. Honold Rundbrief)	Schwerpunktthema: MAINZ (Themen werden von Mainzern abgeklärt und bei nächster Stabsbespr. besprochen)	Ausländer in der BRD (Lüderwaldt) (wird bei nächster Stabsbespr. abgeklärt; evt. Beitrag "Ausländer in DDR" anfragen)	Doppelbiene: 150-jähriges Jubiläum 1. Interview mit Santoshi Horc 2. Schwester Ilse Martin 3. (Weisinger oder Dormann) Die Anfänge in Mainz-Erfahrungen im ersten Seminar 4. Schiebe 5. "Foto-Geschichte" G M 6. Überblick Geschichte d. G M 7. Schnipsel aus alten Bienen 8. Perspektivenpapier

Biem 1934

Es scheint so, daß die anderen Missionen die Not der Lutherischen Kirche dazu ausnutzen, den lutherischen Christen den Weg zu bereiten zum Eintritt in andere Kirchen. Namentlich zeichnet sich die römisch-katholische Mission in ganz Chota Nagpur nach dieser Richtung aus. Sie gründet neue Stationen, macht viele Schulen auf, Dorfschulen und höhere Schulen. Wie ein Bienenschwarm kommen die römisch-katholischen Väter und Mütter ins Land. Dies wird mit einer Energie betrieben, wie nie zuvor. Aber wir sind mit Ihnen darin einig, daß unsere Stärke Gottes Wort ist. Solange wir daran festhalten, werden wir nicht zu Grunde gehen, sondern am Ende doch den Sieg gewinnen. Wenn jene auch die größten Anstrengungen machen, gehen bis jetzt unsere Leute nicht zu ihnen über.

Es ist nun einmal so, in der Zeit der Not wird das menschliche Herz von Sorgen erfüllt. Als Sie in der großen Not waren, haben Sie sich auch schwere Sorgen gemacht und es ist jetzt sehr erfreulich, daß Sie und Ihr Vaterland einen solchen Weg gefunden haben, auf dem man bereits zu einer Besserung der Zustände gekommen ist. Auch wir denken fortwährend darüber nach und machen immer neue Versuche, aber bis jetzt hat sich uns kein Weg aufgetan, die Lage der Gemeinde zu bessern. Wir sind hoch erfreut, daß Sie mit dem Gedanken umgehen, Herrn Präses zu uns zu senden, um mit der Kirche überall diese Dinge zu verhandeln. Wir selbst wissen nicht, wie es in unserer Gemeinde vorwärtsgen gehen kann, aber wir hoffen, wenn er kommen wird, wird er uns einen Weg weisen.

Gott der Herr sei mit uns allen, er führe uns auf rechter Straße, er behüte uns und gebe uns Seinen Segen.

Im Auftrag der Synode:

(gez.) J. Topono. P. Hurad. M. Prehn. Samuel Purri. Joel Lakra.

Mitglieder des Verwaltungsausschusses des Kirchenrats."

St o s ch.

Indien den Indern.

Indien mit seiner Einwohnerzahl von über 320 Millionen steht gegenwärtig wieder im Vordergrund der Aufmerksamkeit. Wer die verschiedenen Tageszeitungen zur Hand nimmt, der stellt fest, daß die Presse der Völker sich wieder mehr als bisher mit den Ereignissen in Indien zu beschäftigen sucht. Der alte Ruf Indiens „Indien den Indern“ wird mit jedem Tage immer lauter und bedrohlicher, und besonders die indische Jugend ist es, die diesen Gedanken wieder mit aller Energie aufgenommen hat. Die in letzter Zeit sich mehrenden Mordanschläge auf hohe englische Regierungsvertreter zeigen, daß es dieser indischen Jugend ernst ist um den Kampf für die Freiheit Indiens. Ein Führer der indischen Freiheitsbewegung hat den Tatendrang der indischen Jugend mit folgenden Worten charakterisiert: Die indische Jugend will nicht länger warten, sie ist ungebuldig geworden und auch die Autorität eines Mahatma Gandhi kann an dem Willen der indischen Jugend zerschellen. Die Führer der indischen Freiheitsbewegung sind in der Tat ratlos geworden, sie suchen neue Wege, sie veranstalten neue Konferenzen hin und her im Lande, um dem Willen der indischen Jugend gerecht zu werden.

„Indien den Indern“, dieser Ruf und Gedanke lag auch der Konferenz zugrunde, welche der indische Nationalkongreß unter der Führung Mahatma Gandhis in den Tagen vom 29. April bis zum 5. Mai d. J. in unserer Stadt Ranchi veranstaltete. Schon viele Wochen vorher, als Gandhi noch in Assam weilte, wurde in unserer Stadt eine große Propaganda-Aktion durchgeführt. Große Gruppen begeisterter Gandhianhänger zogen unter starker Polizeibewachung und mit lauter Musik durch die verkehrsreichsten Straßen der Stadt. An geeigneten Plätzen machten Rufer mit lauter Stimme bekannt, daß Mahatma Gandhi erwartet werde.

Am 29. April traf Gandhi mit seiner Begleitung in Ranchi ein. Wieder waren die Straßen mit starken Polizeikräften besetzt, um ausbrechende Unruhen sofort unterdrücken zu können. Die Volksmenge war beim Anblick Gandhis nicht mehr zu halten; der Jubel und die Begeisterung hatten keine Grenzen mehr. Glücklicherweise ist es nirgends zu Zusammenstößen gekommen.

Fast zu derselben Zeit waren noch andere Vertreter der Bewegung aus allen Teilen Indiens nach Ranchi gekommen, um an den für die Bewegung so wichtigen Beratungen teilzunehmen, unter ihnen auch Dr. Ansari aus Delhi, der als der Nachfolger Gandhis bezeichnet wird. Die Versammlungen waren keinem Fremden zugänglich; es durften nur diejenigen an den Beratungen teilnehmen, die der Gandhibewegung angehörten.

Am 3. Mai zeigte sich Gandhi zum erstenmal der weiteren Öffentlichkeit im Gaitpark zu Ranchi. Schon lange vor Beginn der Versammlung war der große Platz überfüllt. Dichtgedrängt standen die unüberschbaren Massen, aus deren Mitte von Zeit zu Zeit gewaltige Heilrufe auf den Führer Indiens erschallten. Endlich kommt das Auto, in dem Gandhi sitzt, langsam vorgefahren. Der Jubel der Menge steigt gewaltig an. Begeisterte Anhänger versuchen die Sperrleine zu durchbrechen, um zu Gandhi gelangen zu können. Nur mit Mühe werden sie zurückgebrängt und allmählich beruhigt. Langsam, mit etwas müden Bewegungen, steigt Gandhi aus dem Wagen und geht dann hinauf zu der hohen Tribüne, die seine Anhänger für ihn gebaut haben. In seiner Begleitung befinden sich auch zwei europäische Damen, die an seiner Seite Platz nehmen. Gandhi sitzt da, wie man ihn schon so oft auf Abbildungen gesehen hat, mit gekreuzten Beinen. Der Kopf ist kurz geschoren, und was noch an Haar sichtbar ist, geht ins Grau über. Das Gesicht hat den Ausdruck von Müdigkeit. Die Kleidung besteht nur aus einem Leinentuch, so daß man die nackten, dünnen Beine sehen kann. Dann beginnt Gandhi, nachdem er durch die Vertreter der Stadt Ranchi begrüßt worden ist, zu reden. Entgegen aller Erwartung enthält seine Rede kein politisches Programm, sondern ist mehr eine Schilderung der großen Armut im Erdbereich, das er vorher besucht hatte. Für die Opfer dieser Katastrophe bittet er um Gaben. Gandhi spricht in Hindi, er redet lange, langsam, mit vielen Pausen. Nach der Ansprache wird Geld gesammelt. Hinterher findet eine Versteigerung der Sachen statt, die Gandhi zum Geschenk erhalten hat: Kleider, Bilder, Schmuckgegenstände u. a. Dann verläßt Gandhi den Platz. Wieder bricht die Menge in laute Rufe aus. Allmählich wird der Platz wieder geräumt; die Straßen sind von den Heimkehrenden überflutet. Einen solchen Tag hat die Bevölkerung Ranchis vielleicht noch niemals unter der Parole erlebt: Indien den Indern.

Was wurde nun in dieser Konferenz besprochen? Nach den Berichten, die an die Öffentlichkeit kamen, erfuhr man, daß die Tagung einen doppelten Zweck gehabt hat: Zunächst sollte einmal festgestellt werden, wie weit sich die bisherigen politischen Forderungen bewährt hatten und zum andern, ob die alten Richtlinien der neuen Zeit angepaßt werden sollten.

Der Nationalkongreß von 1920 hatte folgendes beschlossen: Die Mitglieder und Anhänger der Freiheitsbewegung dürfen keine englischen Titel und Ehrenämter annehmen. Es ist ihnen verboten, an öffentlichen Veranstaltungen der Regierung teilzunehmen. Die Jugend soll sofort die Regierungsschulen verlassen und die indischen Soldaten und Unterbeamten dürfen — auch auf die Gefahr hin, entlassen zu werden — keinen Dienst tun. Jeder Inder sollte auf einen Sitz in den indischen Parlamenten verzichten und kein indischer Kaufmann darf ausländische, vor allem englische Waren führen.

Diese Zeit, als die Richtlinien in Kraft traten, wird mit dem Namen „Civil Disobedience Movement“ (d. h. passiver Widerstand) bezeichnet. Wir wissen, daß jene Zeit der englisch-indischen Regierung viel geschadet hat. Aber auch die Gandhibewegung selbst hat in jener Zeit manchen tiefen Riß erhalten. Weite Kreise verlangten, daß Gandhi den passiven Widerstand breche und den aktiven Widerstand, d. h. Gewalt gegen Gewalt, proklamiere. Wieder andere forderten ein Zusammen-

gehen mit der englischen Regierung. Diese letzteren haben inzwischen den maßgebenden Einfluß gewonnen. Nach längeren Debatten wurde auch auf der Tagung in Ranchi die Frage der Mitarbeit in Parlamenten und Regierung besaßt. Dazu war es aber notwendig, daß der Befehl zum passiven Widerstande widerrufen werde. Das ist geschehen, und dieser Schritt wird nicht nur von der Bevölkerung, sondern auch in indischen Regierungskreisen mit großer Genugtuung begrüßt. Nicht durch Widerstand, sondern durch Mitarbeit soll eine Aenderung der indischen Verfassung erkämpft werden. Gelingt es der Gandhibewegung, viele Abgeordnete in das Parlament einzubringen, dann hat die Bewegung gesiegt. Schon in nächster Zeit soll zu diesem Zweck eine große Propagandaarbeit in ganz Indien entfaltet werden. Die Propaganda soll sich aber nicht nur auf Indien erstrecken, auch die Länder Europas sollen von dem Wollen der indischen Freiheitsbewegung unterrichtet werden. Vor wenigen Wochen ist bereits eine Zweigstelle dieser Bewegung in Genf, dem Sitz des Völkerbundes, eröffnet worden.

Noch ein anderer Vorschlag wurde auf dieser Tagung in Ranchi angenommen: Der Anschluß an andere Parteien. Da aber sämtliche Parteien Indiens, mit Ausnahme der kommunistischen, bisher für die Politik Englands in weitem Maße eingetreten sind, so bleibt für das beabsichtigte Zusammengehen nur die eine Partei übrig: Die im Jahre 1924 gegründete kommunistische Partei Indiens. Es ist aus der neuen Geschichte Indiens bekannt, daß Gandhi bisher eine Verbindung gerade mit dieser Partei abgelehnt hat. Die Bewegung hat Zeiten gehabt, wo Gandhi sein ganzes Ansehen aufbieten mußte, um zu verhindern, daß seine Bewegung in bolschewistisches Fahrwasser käme. Wird es ihm jetzt auch gelingen, seine Bewegung vor dem Einfluß Rußlands zu schützen? Das ist die Frage, die nicht ernst genug gestellt werden kann. An der bisherigen Haltung der radikalen Nationalisten und der Kommunisten, der indischen Jugend aber insbesondere erkennen wir, daß die indische Jugend auch vor einem Gandhi keine Scheu mehr hat, wenn es sich darum handelt, ihre Ideale zu verwirklichen.

Was aber wird unter solchen Umständen mit der Missionsarbeit geschehen? Vom missionarischen Standpunkt aus ist die Frage zur Zeit sehr ernst geworden. Am 8. Oktober 1931 hat Gandhi in London vor einer größeren Versammlung von Missionsfachleuten die Erklärung abgegeben, daß ein Verbot der Missionsarbeit nicht erfolgen werde, wenn seine Bewegung die Macht erringen sollte. Jedoch wies Gandhi gleichzeitig aller Missionsarbeit die Grenze zu: Die Mission soll den Armen finanziell helfen, die Unberührbaren fördern und Schulen einrichten, aber keine Beteuerungen machen. Gandhi lehnt den Zentralgedanken der Missionsarbeit ab, nämlich die Predigt von Jesus Christus. Er will nicht anerkennen, daß Jesus Christus der Weg, die Wahrheit und das Leben ist. Er glaubt fest daran, daß jede Religion Wahrheit enthält und daß alle Religionen, gleich den Flüssen, zu dem einen großen Gewässer strömen, d. h. zu dem wahren Gott. Deshalb ist die Predigt von Jesus Christus nach seiner Meinung überflüssig.

Wir wissen noch nicht, wie Gandhi und seine Anhänger heute über die Mission denken. Aber die Tatsache, daß die Gandhibewegung Anschluß an den Kommunismus sucht, ist recht bedenklich.

„Indien den Indern“, dieser Ruf wird auch uns Missionsarbeitern zum Alarmruf. Unsere Pflicht ist es jetzt, als eine kleine Stadt auf dem Berge unser Licht leuchten zu lassen. Aber wir brauchen auch die Hilfe unserer Freunde in der Heimat. Die Bitte um Hilfe vom Missionsfelde an die Heimat ist vielleicht noch niemals so dringend gewesen als gerade jetzt in der Gegenwart, wo der Bolschewismus seine Arme nach Indien ausstreckt. Soll Indien zu einem Fluch und zu einer Gefahr für die Welt werden? Oder soll Christus der Herrscher Indiens werden?

Gott, der Herr, helfe uns allen, den lieben Freunden in der Heimat und uns hier draußen in Indien, daß wir nicht müde werden, die Ernte in die Scheuern zu bringen.

Z. Schernat.

Tage im Distrikt.

An Hand von Tagebuchblättern möchte ich die lieben Freunde an einer Zeltreise teilnehmen lassen, die ich kürzlich durch die Latakfel Gemeinde machte. Latakfel ist ein Pastorat zu Tatarma gehörend, liegt südlich von der Hauptstation und ist etwa 30 englische Meilen von ihr entfernt. 8 Katechistensschaften gehören zu ihm und zu je einer Katechistenschaft etwa 50—100 Christenhäuser. Die Chota Nagpurberge durchziehen diesen Landstrich. Infolgedessen ist er nur dünn bevölkert und die kleinen Ansiedlungen der Mundas liegen weit in den Bergen zerstreut. Es ist mühsam, die Wohnstätten unserer Christen zu erreichen. Sie liegen im Umkreise von 2—5 engl. Meilen um das Zentrum herum. Diese galt es zu besuchen.

Am 15. 1. brach ich mit einer Bibelfrau und dem ganzen Reisetrupp der Träger, die zu einer Zeltreise nötig sind, auf. Das erste Reiseziel war die uns zunächst gelegene Station Ella. Gegen 3 Uhr nachmittags kamen wir dort an. Eine große Schar Christen kam uns entgegen und begrüßte uns mit Gesang, Händewaschen und Blumenketten. Der Katechist und der Lehrer des Ortes sagten mir im Namen der Gemeinde warme Dankesworte für mein Kommen. Schnellich haben sie auf den Tag gewartet, an dem sie wieder jemand von ihren lieben deutschen Eltern, die ihnen das Evangelium gebracht haben, unter sich haben dürften. 20 Jahre seien darüber vergangen. „Wir fühlen uns verlassen, vergessen und abgeschnitten von ihnen, aber der heutige Tag zeigt uns, daß sie an uns denken und wir mit ihnen verbunden sind.“ Ich richtete ihnen Grüße von der Leitung daheim und von Missionar Eidnäs aus, der in großer Treue, betend, seiner alten Gemeinde gedankt. Ich war ganz ergriffen von soviel Liebe und Freude, die sie kundgaben. Dann bewegte sich der Zug zu der Kapelle in der ein Dankesgottesdienst stattfand. Im Anschluß daran hatte ich zu der Gemeinde zu sprechen. Nach dem Gottesdienst kamen viele und baten um Medizin. Inzwischen wurde es abend und müde von der Reise und viel Reden und Antwort geben, freute ich mich der Ruhe.

Am 16. 1. Um 8 Uhr steht der Katechist vor dem Zelt mich abzuholen, um in entlegene Dörfer zu gehen. Auf dem Wege gibt er mir allerlei Winke, was ich den Christen in diesem oder jenem Orte besonders sagen möchte. In einem sind sie lässig im Kirchenbesuch, im andern nicht treu im Geben, oder ein Dorfältester übt einen schlechten Einfluß auf sie aus. Von einigen aber konnte er auch sagen, diese hier wandeln treu in der christlichen Lehre. Auch waren in den letzten 5 Jahren aus den Heiden neue Christen hinzu gekommen.

Am 17. 1. Wieder geht es in der Frühe in entfernt gelegene Dörfer. In jedem Orte kommen die Christen zusammen zu einem Gotteswort und Gebet. „Wachet, seid bereit, denn ihr wisst nicht Zeit noch Stunde, in der der Herr kommt“ waren die besonderen Themen des Tages. — Mittagszeit war längst vorüber, als wir zurück ins Zelt kamen. Schnell wurde ein einfaches Essen eingenommen und das Zelt abgebrochen und es ging weiter zur nächsten Station. Der Katechist hatte von seinem Pastor den Auftrag, mich zu begleiten und mich sicher ans Ziel zu bringen. Auf dem Wege wurden noch mehrere Dörfer besucht. Es geht durch dichten Dschungel. Hier gibt es keine Wege für den Tragstuhl. Es heißt zu Fuß wandern bergauf, bergab, über Felsen und Steine. Erstaunlich schön sind manche Ausblicke von der Höhe in tiefe Schluchten und gegenüberliegenden Berge. An besonders wild romantischen Klüften haben Hindus Bananenstauden gepflanzt, deren Früchte die bösen Geister befriedigen sollen, die sie hier vermuten. Immer wieder begegneten wir dieser Art Opferstätten. In dieser Wildnis ist auch der Tiger noch König des Dschungels. Mein Begleiter erzählt mir von zwei Begegnungen, die er selbst mit ihm hatte. — Die Abendsonne wirft zauberhafte Färbung über das wechselvolle Bunt des Laubes, die Berge und die Täler. Eine Naturschönheit ganz einzig in ihrer Art!

Seringshappa, das Ziel des Tages ist erreicht. Meine Augen sind gebannt von dem lieblichen Bild, das sich mir bietet. Auf freiem Platze, außerhalb des Ortes, liegt am Fuße eines hohen Berges eine schöne weiße Kapelle. Wohltuend und heimatlich

Wie kann man für die Gossnersche Mission tätig sein?

1. Man kann für sie, ihre Arbeit und ihre Arbeiter, treulich beten.
2. Man kann für sie regelmäßige oder gelegentliche Gaben spenden.
3. Man kann ihrer auch noch über den Tod hinaus durch lechtwillige Verfügungen gedenken.
4. Man kann ihre Missionsblätter lesen und verbreiten.
5. Man kann der Rotgemeinschaft der Gossnerschen Mission (RM. 2.— Monatsbeitrag) beitreten, man kann sich eine Sammelbüchse kommen lassen und im Kreis der eigenen Familie eine Gabe für die Mission ansammeln, man kann mit einem Sammelbuch einen Missionsverein gründen und Mitgliedsbeiträge für die Gossnersche Mission erheben. Es ist ferner jedem unversehrt, Geschenke für die Mission zu geben. Jedes Pfarramt nimmt sie dankbar entgegen.
6. Man kann für sie mündlich und schriftlich (bes. durch die Presse) bei guter Gelegenheit persönlich eintreten und ihr Freunde werben, unter Alt und Jung.
7. Man kann in den Gemeinschaftskreisen, in Frauenhilfen, in Jungmänner- und Jungmädchenvereinen, im Kindergottesdienst und in der Schule, auf Familien- und Gemeindeabenden für sie Teilnahme erwecken.
8. Man kann einem bestehenden Gossnerschen Missionshilfsverein beitreten.
9. Man kann einen Gossnerschen Missionsnäherverein gründen oder einem bestehenden beitreten oder auch sonst für die Gossnersche Mission Handarbeiten anfertigen. Näheres ist bei der Missionsgesellschaft zu erfragen.
10. Man kann auf die Abhaltung von Gossnerschen Missionsfesten und Missionsstunden hinwirken, solche selbst abhalten oder sie vorbereiten helfen. Sammlungen bei allen diesen Veranstaltungen, auch im Freien, sind erlaubt, soweit der gottesdienstliche Charakter dabei gewahrt wird, d. h. wenn dabei jedesmal gesungen, gebetet und Gottes Wort verkündet wird.
11. Man kann die Buchhandlung der Gossnerschen Mission durch Bestellung von Büchern, Schriften oder Tee unterstützen. (Durch die Gossnersche Buchhandlung können sämtliche gute im Buchhandel erhältliche Bücher und Schriften bezogen werden.)

Für die Veranstaltung von Missionsvorträgen bieten wir an:

1. Unseren Missionsfilm „Jhu jahay“ („Der Retter Indiens“), ein Film in fünf Akten. Er zeigt in sachlicher Folge: a) die Schularbeit der Gossnerschen Mission unter den Kols in Indien, b) ihre soziale und missionsärztliche Arbeit, c) ihre evangelistische Tätigkeit, d) Gemeinde- und Kirchenaufbau auf dem Missionsfelde. Zu bestellen vom Missionsfilmvertrieb, Berlin C., Alexanderstraße 25.
2. 5 Filmofofotostreifen mit Text, zu bestellen durch unser Büro: Indien, das Wunderland. (Allgemein.) 50 Bilder. — Götendienste und Gottesdienste in Indien. 50 Bilder. — Die Gossnersche Kolonialmission. 60 Bilder. — Die Gossnersche Hindumission. 60 Bilder. — Die soziale Arbeit der Gossnerschen Mission in Indien. 60 Bilder. —
3. Unsere Missionsblätter:
 - a) „Die Biene auf dem Missionsfelde“, Monatsblatt für die Freunde der Gossnerschen Missionsgesellschaft. Unentgeltlich.
 - b) „Die kleine Biene auf dem Missionsfelde“, populäres Verteilblatt für Erwachsene. Monatlich. Unentgeltlich.
 - c) „Kindergruß aus der Gossnerschen Mission.“ Monatlich. Unentgeltlich.
 Blätter zum unentgeltlichen Verteilen auf Missionsfesten stehen gerne zur Verfügung; doch bitten wir, dabei auch zugleich für unsere Blätter zu werben und überfenden dazu auf Wunsch Bestellkarten, die am besten schon während der Missionsveranstaltung selbst zur Ausfüllung ausgegeben werden können.
4. Missionschriften über die Gossnersche Mission und sonstige empfehlenswerte Literatur über Indien. Sie können in reicher Auswahl durch unsere Buchhandlung bezogen werden.

Die Biene auf dem Missionsfelde

Monatsblatt der Gossnerschen Missionsgesellschaft

101. Jahrg.

Berlin, Friedenau, Oktober 1934

Nummer 10

Aus der Tiefe rufe ich, Herr zu dir. Psalm 130.

Das soll diesmal Notruf der Gossnerschen Mission sein; denn es ist kein leichtes Stück für uns, noch keinen Weg zu sehen, wie wir unsere Missionare auch nur erhalten können, und das hinter und mit ihnen stehende oder fallende Missionswerk. Aber es soll eben auch ein Ruf sein an die richtige Adresse. Zu dir! Georg Müller, der Waisenvater, hat nie Menschen um eine Gabe gebeten, sondern ist recht erntedankfestmäßig ausgerüstet zu dem Geber aller guten und vollkommenen Gabe im Dankgebet auch in der größten Not gegangen, und so ist ihm „solches alles“ millionenweis zugefallen — und sie wurden alle satt. So wollen auch wir zu dem lebendigen Gott und dem großen Herrn der Mission selber gehen und ihn in großer Not anrufen.

Ich glaube, wir machen ihm selber am meisten Not mit unserem Kleinglauben — ich glaube, wir müssen uns immer wieder die glaubensleeren Krüge und Hände von ihm selber füllen lassen, wenn wir ohne Tasche, Beutel und Schwert vor ihm stehen und es nun so leise aus seiner Tiefe in unsere Tiefe, aus seiner Fülle in unsere Leere, aus seinen Segensströmen und Segenskräften in unsere leeren Rinnalen klingen: Habt ihr auch je Mangel gehabt? Und wenn dann unter Tränen die Antwort lauten muß: Wenn ich dich habe, dann frage ich nichts mehr — aus seiner, aus deiner Fülle haben wir alle genommen Gnade um Gnade, Kraft um Kraft, Begleichung und Begleichung, Rat und Trost — dann wird uns doch auch diesmal „solches alles“ zufallen, daß wir nicht kurz vor dem Ziel, dem 100. Jubiläumstag der Gossner-Mission zusammenbrechen und unsere 137 000 Christen ohne rechte Hilfe lassen, deren sie immer noch bedürfen.

Gerade schreibt Missionar Schernat, daß Mahatma Gandhi, durch das Zeugnis eingeborener Gossnerchristen, die trotz der Not ihrer Kirche treu zu ihrem Glauben stehen, bewegt, eine große Gegenpropaganda aus der hinduistischen Quelle gegen unsere Mission gehindert hat. Ihn hat die Tat letzter Liebe, letzten Opfers, letzter Hingabe aus der Blutquelle der Kreuzesreligion aufs neue tief ergriffen.

Und wir? Wenn also die Wege der Arbeit weist, wollen wir nicht noch einmal aus dieser Tiefe des Erbarmens schöpfend die Tat der Mission schaffen, daß hier „eine Tiefe und da eine Tiefe brausen“ — eine Tiefe des Erbarmens die Tiefe der Not ausfülle, dem Seufzen und stillen Tragen dort die Bruderhand reiche neben der Gebetshand: Zu dir! Tu auf die Tür!

W. Richter-Reichhelm.

Gandhis Urteil über die deutsche Gossner-Mission.

Gandhi ist bekanntlich kein großer Freund der Missionsarbeit in Indien. Nach seiner Ansicht sollte die Mission sich hauptsächlich mit den sozialen Problemen Indiens beschäftigen, anstatt die Inder zum Christentum zu bekehren. Das heißt, nach der Meinung Gandhis sollte die Mission Schulen gründen, in denen jeglicher Religionsunterricht ausgeschaltet ist, ferner Armen- und Krankenhäuser errichten, wo besonders die Kastenlosen aufgenommen und behandelt werden sollten, und besonders dazu beitragen, daß der indische Arbeiter wieder zu Brot und Verdienst komme. Jegliche religiöse Beeinflussung sollte vollständig ausgeschaltet werden; ja, Gandhi geht so weit, daß er sogar die christliche Predigt unter den Heiden zu bekämpfen versucht. Wer Gandhis Aussprüche kennt und wer sich mit seinen Schriften beschäftigt hat, der weiß, daß Gandhi sehr oft aus eigener Erfahrung spricht. Bekanntlich hat er selbst viele Jahre, hauptsächlich in Afrika, mit christlichen Missionen zu tun gehabt. Noch heute erkennt man in seinem politischen Programm, in seinen Reden und Handlungen den starken christlichen Einfluß aus jener Zeit. Es hat selbst Zeiten gegeben, wo Gandhi nahe daran war, ein Christ zu werden. Nur das Leben der Christen, die er kennenlernte, schien ihm nicht christlich genug zu sein, so daß er den Plan, ein Christ zu werden, wieder aufgab. In Indien hat sich Gandhi durch seine politische Tätigkeit

immer mehr vom Christentum entfernt. Viele Jahre hindurch, ja bis in die Neuzeit hinein, hat er die Behauptung aufrechterhalten, daß ein Inder das Christentum niemals verstehen oder als eigenes Lebensgut aufnehmen werde. Es ist begreiflich, daß Gandhi aus diesem Grunde überall, wo er mit Christen zusammentraf, diesen nur den einen Rat geben konnte, das Christentum aufzugeben und wieder ins Heidentum zu kommen. Wie erst jetzt bekannt wird, hat Gandhi in letzter Zeit seine Ansichten über Heidenbekehrungen geändert, und diese Aenderung ist hauptsächlich durch Aussprachen mit unseren Christen erfolgt.

Als Gandhi im Mai d. J. nach Ranchi kam, wurde er von vielen seiner Anhänger besucht, die ihn nicht nur sehen, sondern auch mit ihm reden wollten. Im Laufe dieser Unterhaltungen wurde von seiten der heidnischen Anhänger Gandhis mit Bedauern auf den hauptsächlichsten Uebelstand hingewiesen, daß es in Chota Nagpur so viele Christen gebe. Glücklicherweise befanden sich unter den vielen Besuchern auch mehrere Christen unserer deutschen Goshner-Mission, die das Christentum stark betonten. Es heißt, daß Gandhi sich lange mit unseren Christen unterhalten habe und daß ihn die schwere Lage unserer Kirche ganz besonders interessierte. Es erschien ihm unbegreiflich, daß unsere Christen trotz der mannigfachen Räte am Christentum festhalten. Wie aus der Unterhaltung mit unseren Christen weiter hervorgeht, lag es dem Führer Indiens aber hauptsächlich auch daran, die innere Einstellung unserer Christen, die zu ihm gekommen waren, zu ergründen. Und auch hierbei konnten die schlagenden Antworten unserer Christen nur seine Bewunderung hervorrufen.

Nach einer Woche verließ Gandhi bereits wieder Ranchi. Die Besprechung mit unseren Christen war schon längst vergessen worden. Dann wurde das Gespräch eines Tages erneut von der Öffentlichkeit aufgenommen, selbst die Presse der nationalindischen Bewegung Indiens nahm an der Aussprache teil. Die Ursache dieser erneuten Aufmerksamkeit für jenes längst vergessene Gespräch unserer Christen liegt in einer Begebenheit, die sich in Jamshedpur ereignete.

Gandhi hatte die Industriestadt Jamshedpur erreicht, wo er eine längere Besprechung mit seinen Führern hatte. Unter anderem versuchten die Führer Indiens auch hier wieder die Aufmerksamkeit Gandhis auf den Umstand zu lenken, daß das Christentum überall eine große Macht geworden sei und daß das Heidentum von hier immer mehr verdrängt werde. Sie machten Gandhi den Vorschlag, daß, falls er es billigen sollte, der Hinduismus hier eine Gegenmission errichten würde. Diese Gegenmission sollte sich hauptsächlich gegen die deutsche Mission richten. Zur Verwunderung der Führer der indischen Nationalbewegung war Gandhi diesmal ganz anderer Meinung. Er erklärte den erstaunten Mitarbeitern, daß es zwei Arten unter den Christen gebe. Die einen wären Sklaven der Mission, und sie gehörten nur aus dem Grunde zum Christentum, weil sie darin ein auskömmliches Leben führen könnten. Die anderen aber — und solche habe er in Ranchi kennengelernt — sind treue, überzeugte Christen, denen man den christlichen Glauben nicht rauben dürfe. Er sei gegen einen solchen Versuch, die Christen dieser Art wieder ins Heidentum zu führen. Deshalb solle eine Gegenmission in diesem Gebiet unterbleiben. Die unechten Christen würden von selbst zum Hinduismus zurückkommen.

So steht fest, daß es unsere Christen gewesen sind, die Gandhis Ansichten über die Christen geändert haben. Wir deutschen Missionare begreifen dieses Ereignis ganz besonders. Wenn es heute in Indien und überall auf der Welt noch Menschen gibt, die die Missionsarbeit als überflüssig betrachten oder gar an der Echtheit der indischen Christen zweifeln, so kann hier nur erwidert werden, was ein Gandhi, der viele Jahre hindurch vom Christentum und besonders von den Christen nichts gehalten hat, sagen mußte: Ich habe in Ranchi auch echte und überzeugte Christen kennengelernt!

Uns Missionsarbeitern der deutschen Goshner-Mission soll aber der Ausspruch Gandhis ein neuer Ansporn sein, viele Inder zum Glauben an unseren Herrn zu führen. Wir wissen, unsere Arbeit hängt nicht am Menschenwort, sondern Gott der Herr ist es, der seine Christenheit auch in Indien bildet.

J. Schenat.

Zur Friedenszeit ist es leicht, Soldat zu sein

Jahresbericht der Heimarbeit 1933.

An Freunde, die in den blutigen Märztagen der Revolutionsstürme von 1848 aus Berlin geflüchtet waren, schrieb Goshner:

„Wo seid ihr denn, ihr Flüchtlinge? Doch in den Bergen, von welchen uns Hilfe kommt! Ach, fliehet, fliehet hinein, nicht hinaus! Es sieht wohl schlimm aus, aber es ist doch viel zu gewinnen und eine gute Zeit für Streiter Jesu Christi. Wie die Soldaten den Krieg lieber haben als den Frieden, nur um zu avancieren, so müssen wir diese Kriegs-, Prüfungs- und Läuterungszeit auch gerne haben. Zur Friedenszeit ist es leicht, Soldat zu sein, — aber auch nichts zu erobern und fortzuschreiten. Jetzt ist die Fortschrittszeit, jetzt lernt man beten, ringen, Gott ergreifen, aufs Kreuz Christi blicken und erfassen und nicht lassen. Welch ein Gewinn und Avancement!“

Dieses aus stürmischen Revolutionstagen aufbewahrte, alte Goshnerwort kennzeichnet wie kaum ein anderes die heutige Lage der Mission in der Heimat. Kampfzeit ist's. Das deutsche Volk kämpft um seine äußere und innere Existenz, es kämpft um einen neuen Staat und eine neue Volksgemeinschaft, es kämpft um eine neue Kirche und ein neues Glauben. Heute ist der Sieg an den verschiedensten Punkten des Kampfsprogramms entschieden, das vergangene Jahr jedoch brachte den Ausbruch und Umbruch, sah überall nur Unruhe und Gärung. So konnte es nicht ausbleiben, daß auch die heimatische Werbearbeit für die Mission in den Strudel und Wirbel der politischen, kirchlichen und kulturellen Krisis mit hineingezogen wurde. Vor allem waren es die kirchlichen Kämpfe, die die Stetigkeit unserer Werbearbeit auf das Stärkste bedrohten. So war z. B. von unserm sächsischen Provinzial-Hilfsverein dreimal der Versuch gemacht worden zur Feier eines Provinzial-Missionsfestes, und zwar in verschiedenen Kirchenteilen: es kam nicht zustande. Auch in Ostpreußen fiel das wiederholt geplante Provinzial-Missionsfest einfach aus. Dagegen gelang das Jahresfest des sächsischen Provinzial-Hilfsvereins vom 7.—9. Oktober in Merseburg unter Anteilnahme der Merseburger Gesellschaft, der neuen Regierung, der Parteistellen und der Hitler-Jugend in einem Ausmaße und mit einem Grade von Öffentlichkeit, wie wir es bei unsern Goshner-Missionsfesten seit langen Jahren nicht erlebt haben. Es war das letzte Fest, das der Vorsitzende unseres sächsischen Hilfsvereins, Superintendent Bräunlein, in seiner originalen Art leitete.

Als Hitler im vergangenen Jahr zur Macht kam, schaffte das Goshnerische Missionshaus sich eine Fahne an, natürlich die Kirchenfahne mit dem Zeichen des Kreuzes, und stieg sie am Tage von Potsdam und dann zu Hitlers Geburtstag und weiterhin zu den großen nationalen Feiertagen freudig heraus. Heute ist die Kreuzesfahne durch die Kirchenbehörde aus einer neuen Zusammenschau von Staat und Kirche, aus einer neuen Sinnbedeutung von Evangelium und Volkstum verboten. Auf unserem Hause flattert keine Fahne mehr. Zwischen diesen zwei simplen Tatsachen liegt eine ganze Welt geistigen Ringens, liegen schwerste Auseinandersetzungen und Entscheidungen auch auf dem Gebiete der heimatischen Missionsarbeit; standen doch die Vertreter der Äußerer Mission im Geisteskampf der Gegenwart von Anfang an in vorderster Front. So war es die evangelische Heidenmission, die zuerst auf den Plan trat, als es galt, den nichtchristlichen, völkisch-religiösen Strömungen im neuen völkischen Deutschland entgegenzutreten. Den Auftakt dazu bildete die brandenburgische Missionskonferenz mit dem Vortrag von Professor D. von Walther, Rostock: „Hat die Einführung des Christentums die Kultur der nordisch-germanischen Völker um Jahrhunderte zurückgeworfen?“ Es war der 24. April und die neue Aula der Berliner Universität. An dem sich anschließenden Ausspracheabend traten, offiziell eingeladen, schon die Männer vor das Auge der Berliner Missionsgemeinde, die später und auch heute noch die Führung der gegenrassischen Bewegung in Berlin übernehmen sollten, vor allem Dr. Johann von Leers, Professor Dr. Kummer, Hermann Wirth. Hier brandete auch zum ersten Mal der Geist eines unbändigen Hasses gegen das Christentum aus den Worten eines Dr. Ruffenow und Dr. Ewald auf. Mathilde Rudendorff, die auch anwesend war, verlangte, aber erhielt nicht das Wort. Es war